

Christoph Gellner

Leben ohne zu leben

Schuld als Thema der Gegenwartsliteratur

Die Rede von Sünde und Schuld ist in alltagsweltlichen Zusammenhängen, aber auch innerhalb der Kirche selbst unverständlich geworden. „Schuld“ ist gewiß ein belastetes Wort – und zwar nach zwei Seiten: Da wird in der Welt des Christentums Schuld individualistisch in Sündenkatalogen auf die Übertretung ewige Gültigkeit beanspruchender Normen des Sittengesetzes eingeengt (vor allem auf den Bereich der Sexualmoral) und weitgehend privatisiert; andererseits wird in der säkularen Gegenwartskultur Schuld verdrängt, geleugnet, bagatellisiert oder aufs Juristisch-Strafbare reduziert. Erstaunlicherweise zeigt die Gegenwartsliteratur statt solcher Schuldvergessenheit „eine hohe Sensibilität für die Schuldfähigkeit des Menschen, ohne Schuldgefühle zu verewigen oder in eine schiefe Sündenmystik zu verfallen“¹.

Um zu einem neuen Ernstnehmen menschlicher Schuld zu führen, arbeitet zeitgenössische Literatur an zwei Fronten zugleich: Zum einen leistet sie gegen die moralistische Privatisierung von Schuld wie die unaufgeklärte Erzeugung religiös aufgeladener Schuldkomplexe kritische Aufklärung über falsche oder neurotische Schuldgefühle; zum anderen zeigt sie gegen die säkulare Verdrängungs-, Verleugnungs- und Entschuldigungsmentalität, die Schuldgeschichten häufig psychologisierend in Entschuldigungsgeschichten umlügt², daß die säkulare Welt ihren eigenen Sünden- und Schuldkatalog hat, daß also auch dem, der ohne Gott lebt, Erfahrungen von Versagen und Verfehltheit, die Last eines drückenden Gewissens, der erschreckende Blick in innere Abgründe, das unruhige Gefühl, die eigene Mitte verloren zu haben, nicht erspart bleiben.

Ein zentrales Thema in der Literatur unserer Zeit ist der Zusammenhang von Schuld und verfehltem Leben: daß Menschen an sich selber schuldig werden können, indem sie es versäumen, die eigenen Potentiale zu entdecken, ein authentisches Ich zu werden: Es war *Max Frisch* (1911–1991), der in seinen Romanen immer wieder Schuld thematisierte als Versäumnis, niemand anders als ich selbst zu sein, Schuld als Lebenswiederholung, als Einordnung in vorgegebene Daseinsklischees, Schuld als Unfähigkeit zur Selbstannahme jenseits der einengenden Bilder, Muster und Skripts, die wir von uns selbst und anderen entwerfen – gerade so werden wir am Leben, gegenüber dem Lebendigen in uns schuldig³. Daß Menschen nicht sich selber leben, sondern ein Leben führen, das andere von ihnen erwarten: Auf dieser Linie hat *Adolf Muschg* (geb. 1934) die (Deutsch-) Schweiz immer wieder als eine

Gesellschaft verzweifelter Musterschüler beschrieben, die es allen anderen recht machen wollen, wobei jeder „bei einem noch Höheren in der Schuld“ steht und „sich immer zappelnd um dessen nachsichtiges Wohlwollen“⁴ bemüht. Unter der Last, sich Anerkennung, Liebe, ja, ihr Leben verdienen zu müssen, sind Muschgs Figuren stets auf eigene Kosten tüchtig und betrügen sich durch gnadenlose Selbstüberforderung am Ende doch nur um ihr Leben.

Nirgendwo hat Muschg seine Auseinandersetzung mit dem Erbe reformiert-puritanischen Christentums, das in Gestalt rigider Leistungs- und Perfektionsideale sowie entfremdender Lebensaufträge mentalitätsmäßig tiefe Spuren hinterlassen hat, eindringlicher gestaltet als in der autobiographisch gefärbten Erzählung „Das gefangene Lächeln“ (2002), die bereits im Titel den Verlust der Seele als Folge solcher Gottes- und Lebensvergiftung markiert. Bewußt greift Muschg biblisch-christliche Sprachmuster und Begriffe wie Gnade, Sühne, Schuldigkeit und Segen auf: „Wir müssen viel leichter werden, John, um das Gewicht des Lebens zu tragen“⁵; in dieser Losung des briefschreibenden Großvaters an seinen Enkel scheint denn auch die befreiende Vision eines menschenfreundlicheren Umgangs mit sich selber auf, die Sehnsucht nach einem Leben, das keiner Rechtfertigung bedarf und auch nicht um jeden Preis gelingen muß: „Dazu gehört Glück, aber man muß ihm trauen.“

Auf der Negativfolie unbarmherzig-skrupulöser Leistungsorientierung, Härte und Disziplin, die sowohl das Lebens- als auch das Gottesbild des 80jährigen Familienpatriarchen bestimmen, spielt *John von Düffel* (geb. 1966) die Suche nach Gnade, Bejaht- und Angenommensein in seinem drei Generationen übergreifenden Familienroman „Houwelandt“ (2004) durch⁶, doch spielt in der Gegenwartsliteratur ein ausdrücklich religiöser Deutungsrahmen meist keine entscheidende Rolle. Im folgenden stelle ich drei literarische Schlüsseltexte vor, in denen in weithin säkularem Erzählkontext Schuld als Lebensverfehlung auf indirekte, gebrochene, vermittelte Weise thematisch wird. Das heißt: Auch wenn das Wort Schuld direkt nicht eigens vorkommt, ist es der Sache nach doch präsent.

Wider die Komplizenschaft mit der Lebensverfälschung

„Jeder ist eine gefährliche Utopie, wenn er seine Wünsche, Sehnsüchte und Imaginationen wiederentdeckt unter dem eingepakten Wirklichkeitskatalog“, stellt Nicolas Born (1937–1979) im Nachwort zu seinem Gedichtband „Das Auge des Entdeckers“ (1972) heraus. „Die Abtreibung solcher transzendierenden Energien ist der wahre Irrationalismus.“

Weil es Born um eine wahrnehmungsstärkere Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit ging, um eine Literatur, mit deren Hilfe sich die Allmacht des Realitätsprinzips aus den Angeln heben ließ, setzte er immer wieder einen Kontrapunkt gegen

das Ansinnen des eindimensionalen Realen. Gegen die Verkürzung unserer Wünsche, Empfindungen und auch Schmerzen machte er sich für die beunruhigend-verstörende Darstellung „unserer besseren Möglichkeiten“ stark: „an den besseren Möglichkeiten“ müsse „die Realität gemessen werden, nicht umgekehrt“. Nur so könne „das Wahnsystem Realität um seinen Alleinvertretungsanspruch gebracht werden“⁷. Immer „auf der *Suche nach einem richtigen, authentischen Leben*“⁸, ging es dem 1979 im Alter von 41 Jahren verstorbenen Born um die Entdeckung anderer Lebensmöglichkeiten, die über die festgestanzten Wahrnehmungen des Gegebenen hinausführen, ja, „eine Kettenreaktion von Wünschen und Sehnsucht auslösen, die das standardisierte Lebensschema“ durchbricht!

Gegen die Abdrängung des einzelnen ins Globale der großen Entwürfe und des politischen Engagements begab sich Nicolas Born auf die „selbstfinderische Suche nach den besten menschlichen Substanzen, den Gefühlen, Gedanken und der Fähigkeit zur Vernunft“, so der Klappentext zu Borns Roman „Die erdabgewandte Seite der Geschichte“ (1976), der als vielleicht radikalstes Beispiel der „Neuen Subjektivität“ bereits im Titel den Perspektivenwechsel von der Außen- hin zur Innenperspektive des (Ich-) Erzählers markiert und damit genau ins „nicht mehr“ der Studentenbewegung und „noch nicht“ der Alternativbewegung traf.

Borns Aussteigerroman „Die Fälschung“ (1979) thematisiert die Komplizenschaft mit einer allumfassenden Lebensverfälschung, wie sie nirgendwo deutlicher wird als an den modernen Medien, die menschliche Gefühle per Werbespot simulieren und nur noch Fälschungen, Leben aus zweiter Hand produzieren. Basierend auf Erfahrungsberichten eines „Stern“-Reporters, der in Beirut Material für eine Reportage über den im Libanon tobenden Bürgerkrieg sammelte, erzählt Born von der beruflichen und privaten Krise Georg Laschens, der sich schließlich an der großen Fälschung der Wirklichkeit nicht mehr beteiligen will. Warum? Als Journalist und damit unbeteiligter Beobachter, ein „Herr aus Deutschland“, der „wie ein Tourist, der bestimmte Sehenswürdigkeiten“ aufsucht, nämlich „Kämpfe“, empfindet er seine Existenz in Beirut als ein abgeschmacktes „Dabeisein ohne Dasein“⁹. Daß er die mörderischen Kriegsgeschehnisse, die längst zu einem internationalen Medienspektakel geworden waren, zu leicht konsumierbaren Vierfarbenreportagen aufpoliert, um in Europa eine teilnahmslose Leserschaft nervenkitzelnd zu unterhalten und die Auflage der Illustrierten, für die er arbeitet, in die Höhe zu treiben: „Laschen erschien das alles als ein wichtigtuerisches Kriegsspiel, über das er schreiben sollte, damit es sich in der Reportage als Wirklichkeit entpuppte.“¹⁰

Das an die mittelbare Wahrnehmung über die Medien gewöhnte Auge sieht in allem Wahrgenommenen stets nur das Zitat eines schon bekannten Bildes, das austauschbare *déjà vu* bringt jede Einmaligkeit und Echtheit zum Verschwinden. Vergeblich sehnt sich Laschen nach einem „Durchbruch zum wahren Schmerz, zum wirklichen Sehen, zur Wahrheit und Wirklichkeit selber“¹¹. „So empfindlich du auch geblieben bist“, räsoniert der Korrespondent, „so bist du als Berichterstatter

doch zu einem empfindungslosen Monstrum geworden“¹². Daß er „die Leser bediente und ihre Gier nach dem Schrecken befriedigte“: „Das war die Wahrheit, die ihn antrieb und die sich gleichzeitig als dicke Betrachterwand aus Glas vor sein Sehen schob, so daß sein Sehen verödete.“

Von innen und von außen wird Laschen „durch ein Gefühl der Unwirklichkeit aufgezehrt“, „das Leben wird für ihn unfaßbar, und alle Versuche, es zu greifen, nehmen für ihn den Charakter einer Fälschung an“¹³. So verdichten sich die Bilder Beiruts immer erschreckender zu Metaphern für „seine ganze Lebensentferntheit ... den ganzen Lebensverlust“¹⁴, wird ihm doch angesichts ebenso blutiger wie sinnloser Kämpfe „sein spukhaftes Leben“ nur noch bewußter: „Er selbst hatte aufgehört, wahr zu sein.“¹⁵ Taumelte er doch „aus einer Bewußtlosigkeit seit Jahren in eine andere. Aus dieser kreativen Leblosgkeit in die Betäubung durch Kampfgetöse und Brachialgewalt.“¹⁶

Borns Roman erschöpft sich indes nicht in einer Medienkritik an journalistischer (Wirklichkeits-) Fälschung – sie befällt vielmehr wie ein Krebsgeschwür alle Bereiche des Lebens. Obwohl Laschen alles, was ihm begegnet und was er tut, geradezu pedantisch registriert, gleitet alles von ihm ab, sein Leben entwirklicht sich dadurch immer mehr. Laschen bleibt im Beruf wie im Privatleben ein professioneller Zuschauer, der bei aller Erregung über das Gesehene immer nur seine eigene Nichtzugehörigkeit, seine eigene Leere registriert: „Nie hatte er eine Welt kennengelernt; er besuchte nur, haftete jeweils ein paar Tage an ihrer Außenschale, das war alles.“ Wie ein „Lügendewebe“ kommt ihm auch sein Beziehungsleben vor, sein Verhältnis zu Ariane, die an der deutschen Botschaft arbeitet und mit einem Araber liiert ist, ist eine Fälschung, ebenso seine Imagination, ihr zuliebe seine Frau Greta und die Kinder zu verlassen und an ihrer Seite ein neues Leben anzufangen. Die Diagnose einer allumfassenden „Bewußtseinsverharschung“ verbindet denn auch die Erzählung über die Unmöglichkeit journalistischer Tatsachenberichterstattung mit der privaten Geschichte eines von Fälschungen durchdrungenen, ja, entstellten Lebens. „Seine Bewußtseinsverharschung, sein spukhaftes Leben wie sein spukhaftes Berufsleben schienen in der Bedeutung plötzlich über ihn, Laschen, hinauszugreifen und allgemeingültig zu werden“, heißt es am Ende:

„Alles mußte herbeizitiert werden, für alles gab es sozusagen Chips. Es gab nicht mehr eine Zufriedenheit; Gehalt und Kontostand konnten dafür etwas Derartiges ausdrücken. Eigentlich wollte man heutzutage auch nichts mehr, wurde nur noch von gleißenden Zuckungen der Werbung aufgescheucht und aufgehetzt, irgend etwas zu verbrauchen. Ein raffiniertes System von Assoziationen, von Erinnerungen an *Das Leben* war Das Leben selbst geworden. Bei seiner journalistischen Arbeit hatte ihn die Notwendigkeit gelähmt, sich im Verächtlichen wie im Scheinhaften bewähren zu sollen, darin jeweils den verkäuflichen Kern aufzuspüren. Jeder ferne Ort, jede andere Zeit wurde so in befriedigender Beiläufigkeit zu einem allgegenwärtigen ‚Hier und jetzt‘.“¹⁷

Ich vermeide es, enttäuscht zu werden

Mit einer Selbstbeteuerung, die wie ein Aufschrei klingt, endet *Christoph Heins* Novelle „Der fremde Freund“:

„Es geht mir gut ... Ich bin einigermaßen beliebt. Ich habe wieder einen Freund. Ich kann mich zusammennehmen, es fällt mir nicht schwer. Ich habe Pläne. Ich arbeite gern in der Klinik. Ich schlafe gut, ich habe keine Alpträume. Im Februar kaufe ich mir ein neues Auto. Ich sehe jünger aus, als ich bin. Ich habe einen Friseur, zu dem ich unangemeldet kommen kann, einen Fleischer, der mich bevorzugt bedient, eine Schneiderin, die einen Nerv für meinen Stil hat. Ich habe einen hervorragenden Frauenarzt, schließlich bin ich Kollegin. Und ich würde, gegebenenfalls, in eine ausgezeichnete Klinik, in die beste aller möglichen Heilanstalten eingeliefert werden, ich wäre schließlich auch dann noch Kollegin. Ich bin mit meiner Wohnung zufrieden. Meine Haut ist in Ordnung. Was mir Spaß macht, kann ich mir leisten. Ich bin gesund. Alles was ich erreichen konnte, habe ich erreicht. Ich wüßte nicht, was mir fehlt. Ich habe es geschafft. Mir geht es gut. Ende.“¹⁸

Heins 1982 in der DDR erschienene Novelle, die 1983 in der BRD unter dem Titel „Drachenblut“ herauskam, wurde einer der erfolgreichsten Texte der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur; sie machte ihren Autor schlagartig als Erzähler bekannt.

Um die für eine Novelle typische außergewöhnliche Begebenheit herum – die Beerdigung von Henry Sommer, der bei einer Kneipenprügelei von gelangweilten Jugendlichen erschlagen wurde; mit ihm hatte Claudia ein Jahr lang eine Liebesbeziehung, die keine Freundschaft war, daher: der fremde Freund – werden monoperspektivisch aus der Sicht der Ich-Erzählerin Lebenserinnerungen einer erfolgreichen 40jährigen, geschiedenen, kinderlosen Ärztin erzählt. Daß sie Claudia heißt, erfährt der Leser erst spät. Im Vordergrund steht die zurückliegende Beziehung zu dem fremd gebliebenen Freund:

„Die intimste Frage, die wir uns stellen, ist ein: Wie geht's ... Wann immer wir uns sehen, jedem von uns geht es gut. Darauf können wir uns verlassen, das ist eine sichere Insel in einem Meer überschwappender persönlicher Probleme. Wie geht es dir. Gut. Andernfalls kann man allein bleiben und die Zimmerwände anschreien.“

Liebe ist es nicht, auch nicht Glück: „Ich bin nicht glücklich, aber ich bin auch nicht unglücklich. Ich bin zufrieden, und das ist viel.“¹⁹ Beide haben eine ähnliche Vorgeschichte, die den Wunsch nach Distanz aus Angst vor Bindungen mit bestimmt: Claudia war verheiratet, hat durch zwei Abtreibungen, die kein Schuldgefühl hinterlassen haben, zu verhindern gewußt, daß sie ein Kind von dem Mann bekam, mit dem sie nichts verband. Er ist verheiratet. Seine Frau wohnt in einer anderen Stadt, seine Besuche bei ihr sind Pflicht wegen der Kinder, zu denen er keine Beziehung hat. Auch die erzählten Arbeits- und Berufsbeziehungen, die eindringlich geschilderte Wohnsituation und der Kontakt zu den Eltern passen ins Schema:

Alle scheinen an der gleichen Krankheit zu leiden, sie lassen nichts an sich heran- kommen, schmerz-, leb- und erwartungslos haben sie sich mit dem Leben arran- giert.

Verdrängung heißt der eine Schlüssel, *Vermeidung* der andere. Was unter die Haut gehen könnte, wird ausgeblendet. Für die mit der wiederholten Beteuerung eigenen Wohlbefindens einhergehende beinahe perfekte Panzerung gibt es kein besseres Bild als die unverletzliche Drachenhaut: „Ich vermeide es, enttäuscht zu werden“, resümiert die kluge, gebildete Ärztin in ihrem Schlußmonolog.

„Ich bin auf alles eingerichtet, ich bin gegen alles gewappnet, mich wird nichts mehr ver- letzen. Ich bin unverletzlich geworden. Ich habe in Drachenblut gebadet, und kein Linden- blatt ließ mich irgendwo schutzlos ... Meine undurchlässige Haut ist meine feste Burg.“²⁰

Unüberhörbar verweist die biblisch-lutherische Sprachtradition, in der Hein die Ambivalenz von Geborgenheit und Eingesperrtsein im erfolgreichen, scheinbar leidlosen Funktionieren beschreibt, auf die religiöse Sozialisation des Autors.

1944 in einer evangelischen Pfarrersfamilie in Schlesien geboren und in Bad Düben unweit von Leipzig aufgewachsen, durfte Christoph Hein in der DDR nicht auf die Oberschule und besuchte daher als Internatsschüler ein humanisti- sches Gymnasium in Westberlin; nach dem Mauerbau bleibt er bei der Familie in Ostberlin, arbeitet als Montagearbeiter, Buchhändler, Journalist und Kellner und holt 1964 das Abitur an einer Ostberliner Abendschule nach. Obwohl er an der Berliner Volksbühne unter Benno Besson als Assistent arbeitet, wird ihm das Schauspielstudium verwehrt, statt dessen studiert er Philosophie in Leipzig und Ostberlin. Er avanciert bald zu einem der führenden DDR-Dramatiker, doch wegen zahlreicher Aufführungsprobleme seiner Stücke wendet er sich dem Er- zählgenre zu.

Befragt, was ihm vom elterlichen Pfarrhaus geblieben sei, nannte er vor allem die Prägung seiner Sprache, die stark von Luthers protestantischer Bibelübersetzung geprägt sei, und die Erfahrung, daß der Mensch einen über die Natur und über sein eigenes Ich hinausweisenden Lebenssinn brauche, den die atheistischen Philoso- phien und Weltanschauungen nicht vermitteln könnten. Einzig die Religionen seien in der Lage, dem Menschen eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens zu geben, auch wenn wir ihre Werte, wie jeden Lebensinhalt und Lebenssinn, stän- dig überprüfen müssen, damit sie nicht zu Götzen werden²¹.

Gerade dies leugnet indes die Ich-Erzählerin von „Drachenblut“; Glaubensdinge und Transzendenz, behauptet sie, spielten bei ihr nie eine Rolle:

„Der Vorwurf, daß ich bewußtlos existiere, wie ein Tier – ich glaube, ein Kommilitone war es, der es mir sagte –, berührt mich nicht. Ich bin lediglich ungeeignet für jede Art von Mystik. Und jede Überlegung, die da mehr sagen will, als die Biologie es vermag, ist für mich mystisch. Ich benötige es nicht. Ich halte das für eine Stärke von mir.“²²

Der Stand unserer deformierenden Zivilisation

„Ich fand, das Leben dieser Ärztin ist schrecklicher als das, was Henry passiert“, kommentierte Christoph Hein, „insofern meine ich, es kann kein unerhörteres Ereignis geben als diese Mitteilung über ein Leben, das gar kein Leben mehr ist“²³. Nach außen zeigt Claudia die Drachenhaut vorgeblicher Unempfindlichkeit, während im Innern die Wunde schwärt. Nirgendwo wird dies deutlicher als in dem schon durch seine außergewöhnliche Länge hervorgehobenen neunten Kapitel, das der Frage von Christa Wolfs autobiographischem Roman „Kindheitsmuster“ (1976) nachgeht, auf den in „Drachenblut“ mehrere intertextuelle Bezüge verweisen: „Wie sind wir so geworden, wie wir heute sind?“²⁴

Heins Heldin nutzt zwei freie Tage für eine Reise an den Ort ihrer Kindheit, die Kleinstadt G. Kernstück der Erinnerung sind menschliche Enttäuschungen und Verluste, ja, fast alle Kindheitserinnerungen Claudias schließen mit der resignativen Einsicht, sie habe schweigen gelernt: schweigen nicht nur über Politik – angespielt wird auf den 17. Juni 1953 sowie den 21. August 1968, beides Schlüsseltabus in der offiziellen Geschichtsschreibung der DDR, über die die Erwachsenen aus Angst nicht zu sprechen wagten –, vielmehr über die eigenen Wünsche und Gefühle, um angepaßt überleben zu können. Da ist zum einen die Verhaftung ihres Lieblingsonkels, eine Art Vaterersatz: Die Eltern lassen ihn fallen, nachdem er dafür verurteilt wird, seine sozialdemokratischen und kommunistischen Genossen an die Nazis verraten zu haben.

Vor allem aber ist da die verdrängte Erinnerung an eine Kinderfreundschaft, die Parallelen zu Heins eigenen Schulerlebnissen hat, wie er sie in seinem autobiographischen Erzählband „Von allem Anfang an“ (1997) schildert. Wird Claudias Freundin Katharina doch unter dem Druck einer kirchenfeindlichen Atheismuskampagne der Übertritt in die zum Abitur führende Oberstufe verwehrt, weil sie sich als gläubige Christin weigert, in den sozialistischen Jugendverband einzutreten²⁵:

„Katharina und ihre Familie waren gläubig. Auch darüber führten wir unendliche Gespräche. Mich faszinierten die unglaublichen Geschichten der Bibel, ihre eigentümlich schöne Sprache, die mich völlig widerstandslos machte, und die seltsame, mir gleichzeitig ehrfurchtgebietend und komisch erscheinende Kultur ihrer Religion“, erinnert sich Claudia. „Mit Katharina hatte ich ein Abkommen getroffen. Wir wollten nicht nur stets die gleiche Haarfrisur tragen, auch in der Frage, ob es einen Gott gebe, an den man folglich zu glauben habe, oder ob die Religion tatsächlich eine Erfindung und ein Betrug am Volk sei, wie wir es in der Schule lernten, wollten wir zu einer gemeinsamen, einheitlichen Entscheidung kommen.“²⁶

Nachdem Katharinas Brüder – zwei von ihnen gehören einer christlichen Jugendgruppe an und erfahren dadurch berufliche Benachteiligung – in die BRD geflohen sind, verstärken Claudias Eltern den Druck der Lehrer, die Beziehung zu Katharina

abzubrechen. Ihre Freundschaft zerbricht, als die 14jährige vor der Klasse Katharinas christlich-abergläubische Ansichten der Lächerlichkeit preisgibt. 40jährig entdeckt Claudia, daß ihre Angst zu lieben und geliebt zu werden vom Verlust jener Freundschaft herrührt, daß dieses Verlusterlebnis zur vollkommenen Panzerung gegen alle und alles geführt hat – zu einem Sichzurückziehen in die Schmerz- und Empfindungslosigkeit aus Angst, ein weiteres Mal verletzt zu werden. Hein verzahnt dieses unbewältigte Kindheitstrauma im Schlußkapitel mit Claudias Bekenntnis, in Drachenblut gebadet zu haben:

„Aus dieser Haut komme ich nicht mehr heraus. In meiner unverletzbaren Hülle werde ich krepieren an Sehnsucht nach Katharina. Ich will wieder mit Katharina befreundet sein. Ich möchte aus diesem dicken Fell meiner Ängste und meines Mißtrauens heraus. Ich will sie sehen. Ich will Katharina wiederhaben.“²⁷

Lebensverfehlung – vorgeführt als Daseinsglück (Rolf Michaelis): Gerade darin liegt die Provokation für den Leser, der sich gegen Claudias seelische Null-Lösung aufbäumen wird, die eine Lebenslähmung, ja, ein in Kauf genommenes Gestorben-sein zu Lebzeiten ist. Die besondere Erzählkunst der Novelle liegt gerade in der Doppelbödigkeit von selbstbeteuerter Zufriedenheit und dem unter der Drachenhaut verborgenen Leiden.

Der sachlich unterkühlte Berichts- und Reflexionston der Erzählung, die sprachliche Lakonie und vordergründig einfache Textstruktur vermitteln zunächst den Eindruck, das Ich stehe neben sich und teile Vorgänge und Erwägungen mit, die es kaum berühren. Erst allmählich begreift der Leser, daß die unsentimentale Sprache die eines Menschen ist, der eine Bestandsaufnahme seiner Befindlichkeit machen will, die er mit Hilfe dieser Sprache am besten verdrängen und verschleiern kann. Deren Schutz- und Täuschungsfunktion sucht der Autor kenntlich zu machen. So klingen etwa die kurzen, einhämmernden Sätze des Schlußmonologs, es gehe ihr gut, wie wenn sich die Icherzählerin selber etwas einreden wollte. Zugleich fühlt man, daß gerade im weiten Raum des Unausgesprochenen das Entscheidende enthalten ist, das sich ahnen und erraten läßt. Beschreibt Heins Novelle doch eine gefährliche Gratwanderung, bei der die Hauptperson ständig versucht, ihr gefährdetes Leben mittels Selbstbeschwörung in den Griff zu kriegen – eine Selbsttäuschung, wie der Autor immer wieder deutlich macht.

Ausdrücklich erklärt Hein, seine Novelle sei mit einem durchgängigen Subtext geschrieben, der die entscheidende strukturelle Voraussetzung für den Spannungsreichtum des „Obertextes“ darstellt. Wenn die Erzählerin sage: „Mir geht es gut“, teile sie verschlüsselt mit, daß es ihr überhaupt nicht gut geht²⁸. Im Subtext der Novelle erst teilt sich mit, „daß, wenn ... diese Frau sich abschottet, immer wieder der Schrei deutlich wird“. Gerade auf die von Claudia ängstlich verdeckte Lebenssehnsucht soll der Leser achten, nicht zur beruhigenden Identifikation mit den be-

stehenden Verhältnissen soll er angeregt werden, sondern zur kritischen Auseinandersetzung, zum Bewußtwerden der eigenen Verhältnisse.

Gegenüber einer individualistisch-privatistischen Betrachtung macht Hein darauf aufmerksam, daß die außerordentliche grenzüberschreitende Breitenwirkung der Novelle, die noch vor der Wende 1989 in mehrere europäische Sprachen übersetzt wurde, etwas „mit dem *Stand der Zivilisation* zu tun hat, die ja doch in den sonst politisch so unterschiedlichen Ländern vergleichbar ist“²⁹. Sie hat zu tun mit den deformierenden Folge- bzw. Unkosten der Zivilisation, der „Unterentwicklung der menschlichen Beziehungen“, die in ihrer Kälte, ihren Ängsten wie ihrer Sprachlosigkeit und Verhärtung ein Phänomen der modernen arbeitsteiligen Gesellschaft ist. „Die ganze Zivilisation ist eine Verdrängung“, reflektiert die Ich-Erzählerin:

„Das Zusammenleben von Menschen war nur zu erreichen, indem bestimmte Gefühle und Triebe unterdrückt wurden ... Diese Unterdrückung erbrachte das, was wir den zivilisierten Menschen nennen. Offenbar erfordert das Zusammenleben von Individuen einige Gitterstäbe in eben diesen Individuen. Die dunklen Kerker unserer Seelen, in die wir einschließen, was die dünne Schale unseres Menschseins bedroht. Gitter, die uns vom Chaos trennen ... wozu heraufholen, was uns belästigt, bedroht, hilflos macht. Ein radioaktiver Müll des Individuums, der unendlich wirksam bleibt, dessen fast unhörbares Grollen uns ängstigt und mit dem wir nur zu leben verstehen, indem wir ihn in unsere tiefsten Tiefen einsargen, verschließen, versenken. Ins uneinholbare Vergessen getaucht. Wir haben uns auf der Oberfläche eingerichtet. Eine Beschränkung, die uns Vernunft und Zivilisation gebietet.“³⁰

Dem Ganzen eine Form geben

„Ich glaube, meine Generation ist ziemlich locker, auch was Beziehungen angeht. Nichts ist bei uns mit Schuld belastet wie vielleicht in früheren Generationen, wo selbst Onanie noch eine Sünde war“, bekannte jüngst der in Winterthur lebende Schweizer Schriftsteller *Peter Stamm* (geb. 1963):

„Wir sind frei, aber andererseits mit der Schwierigkeit dieser Freiheit konfrontiert. Es gibt keinen Widerstand, an dem wir uns reiben können, kein allgemeingültiges Wertesystem. Also müssen wir uns unsere eigenen Werte schaffen, unsere eigenen Widerstände ... Man könnte vielleicht sagen, wir leben in einer formlosen Zeit.“³¹

Schon in seinem Romandebüt „Agnes“ (1998) ging es ihm um die Bilder, die wir uns von anderen Menschen machen, und daß man sich selbst in dem Bild erkennt, das sich andere von einem machen. Ein Schweizer Sachbuchautor beginnt eine Affäre mit der amerikanischen Physikstudentin Agnes in der Chicagoer Public Library. Sie wünscht sich von ihm eine Geschichte „wie ein Porträt“, hofft sie doch, durch die Geschichte etwas über sich zu erfahren, ja, „eine Form für ihr Leben zu gewinnen“.

Darum geht es auch in Stamms Roman „An einem Tag wie diesem“ (2006), in dessen Zentrum Andreas steht, ein Schweizer, Mitte 40, der seit 18 Jahren als Deutschlehrer in Paris arbeitet, der ehemaligen Hauptstadt des Existentialismus:

„Sein Leben war eine endlose Abfolge von Schulstunden, von Zigaretten und Mahlzeiten, Kinobesuchen, Treffen mit Geliebten und Freunden, die ihm im Grunde nichts bedeuteten, unzusammenhängende Listen kleiner Ereignisse. Irgendwann hatte er es aufgegeben, dem Ganzen eine Form geben zu wollen, eine Form darin zu suchen.“³²

Sein unerfüllt-ereignisloses Leben hält er für „zu formlos und zugleich zu verworren, um darin Geschichten auszumachen“. Nicht von ungefähr erinnert er an Albert Camus' teilnahmslosen Romanhelden Meursault in „Der Fremde“ (1942) – Camus wollte ihn „Der Gleichgültige“ nennen. Gleichgültigkeit ist wie in Christoph Heins „Der fremde Freund“ ein Schutz gegen die Realität; Meursaults Leitformel: „Bleiben oder gehen – es kam auf dasselbe hinaus. Im Grunde war es einerlei“, wird von Stamms Held Andreas sogar ausdrücklich bestätigt. Er kommt sich als „Statist und Zuschauer eines imaginären Films“ vor, „ein Tourist, der seit bald zwanzig Jahren durch diese Stadt ging, ohne je ganz anzukommen“³³:

„Vor einigen Jahren war in der Straße ein Film gedreht worden, der zu einem Kultfilm geworden war, und seither kamen Leute aus aller Welt, um die Wirklichkeit an den verträumten Bildern zu überprüfen. Andreas hatte den Film als DVD gekauft, und wenn er ihn sich manchmal anschaute, war es ihm, als seien die Bilder wirklicher als die Straße vor seiner Tür, als sei die Wirklichkeit nur ein Abklatsch der goldenen Filmwelt, eine billige Kulisse. Man mußte die Augen schließen, um die Musik zu hören, um die Bilder zu sehen. Dann war Paris genau so, wie er es sich immer vorgestellt hatte. Andreas mochte es, Teil dieser Kulisse zu sein.“

Er verhält sich sich selbst gegenüber völlig gleichgültig, interessiert sich weder für die eigene Vergangenheit noch die Zukunft und durchläuft die Gegenwart wie ein Träumer, ein Passant: „Wenn er an seine Jugend dachte“, heißt es einmal, „war es ihm, als blättere er in Gedanken in einer fremden Biographie und betrachte Bilder, die nichts mit ihm zu tun hatten.“³⁴ So viel Selbsterkenntnis immerhin erlaubt Stamm seinem Helden Andreas:

„Er selbst hatte immer darauf geachtet, nicht zu sehr geliebt zu werden, hatte sich nach jedem Schritt, den eine Frau auf ihn zugegangen war, einen Schritt von ihr entfernt. Er hatte die Verunsicherung nicht ertragen, die Abhängigkeit.“

Nirgendwo wird seine Grundhaltung deutlicher als in folgender Notiz:

„Andreas glaubte an nichts als den Zufall. Er liebte die seltsamen Koinzidenzen und Wiederholungen des Lebens, die jede Erklärung verboten. Er liebte die überraschenden Muster, die entstanden am Himmel oder auf einer Wasseroberfläche oder im Schattenwurf eines Baums, die dauernden kleinen Veränderungen im immer Gleichen. Nadja nannte es Nihilismus, er selbst nannte es Bescheidenheit.“

Coolness wäre auch nicht falsch, dabei merkt Andreas lange gar nicht, wie sehnsüchtig er ist nach einem anderen und besseren Leben.

Dann brechen jedoch zwei Ereignisse in dieses durch Leere und Langeweile gezeichnete Leben ein, die ihn einen recht seltsamen Aufbruch probieren lassen. Zum einen liest er die Liebesgeschichte in einem Lehrbuch für den Deutschunterricht (600 Vokabeln) und glaubt sich selbst und seine Beinah-Affäre mit Fabienne darin wieder zu erkennen, einem Au-Pair-Mädchen, das er als Jugendlicher kennenlernte, einmal küßte und das dann einen anderen heiratete. Bis in die Einzelheiten scheint sich dieser etwas kitschige Roman an das zu halten, was Andreas einst selbst erlebte. Zum anderen plagt ihn ein hartnäckiges Husten. Als sich bei der ärztlichen Untersuchung auf seiner Raucherlunge ein krebsverdächtiger Befund abzeichnet, bricht er sein Pariser Leben ab.

Aus Angst vor der Diagnose, die in seinen Augen nur das Schlimmste bringen kann, holt er sich nicht die Resultate ab. Hals über Kopf kündigt er fristlos, es sind ohnehin gerade Ferien, und verkauft seine Wohnung. Mit der neuesten Geliebten Delphine, einer viel jüngeren Kollegin und dem einzigen Menschen, dem er vom Eingriff erzählte – „Er war selbst erstaunt, daß er ausgerechnet mit ihr darüber sprach, aber vielleicht hatte es damit zu tun, daß sie in seinem Leben keine Rolle spielte, daß sie ihm nicht vertrauter war als jemand, den man auf einer Reise trifft und kurz darauf wieder aus den Augen verliert.“³⁵ – fährt er in sein Schweizer Heimatdorf und zu der noch immer im Stillen geliebten Fabienne, die seinen Freund Manuel geheiratet hat.

In langen Rückblenden erfährt der Leser von ihrer ersten Begegnung und von Andreas' Unfähigkeit, Fabienne seine Liebe zu gestehen: „Er brachte kein Wort heraus, nur ein Krächzen. Fabienne fragte, ob er etwas gesagt habe. Nein, sagte er, er habe nur einen rauhen Hals.“ Auf der Rückfahrt nach Frankreich schiebt Andreas schließlich eine Kassette mit einem Deutschsprachkurs ins Tonbandgerät und hört auf dieser Lehrkassette die elendlangweilige Geschichte eines Mannes, der täglich die gleiche Routine befolgt: früh aufstehen, zur Arbeit fahren, abends fernsehen und zeitig zu Bett gehen. In fast identischem Wortlaut wurde 130 Seiten zuvor der Tagesablauf von Andreas geschildert. So bereitwillig er zuvor in der Liebesgeschichte die eigene Erfahrung zu erkennen glaubte, so sehr erschüttert Andreas nun der Blick ins vermeintlich eigene Leben:

„Die Gleichheit seiner Tage war sein einziger Halt gewesen. Ohne Stelle, ohne Wohnung, ohne Stundenpläne, die regelmäßigen Treffen mit seinen Geliebten und seinen Freunden war er nur noch ein winziger Punkt in einer bedrohlich leeren Landschaft. Er dachte an die Abende mit Nadja, die immer gleichen Abende. Die Leere sei die Wiederholung, hatte er damals gedacht. Aber es stimmte nicht. Die Leere lauerte jenseits der Wiederholung. Die Angst vor der Leere war die Angst vor der Unordnung, dem Chaos, die Angst vor dem Tod.“

Daß sich einer in der eigenen Einsamkeit einrichtet, ein ungelebtes, ja, vergeude-tes Leben übersteht, alles Lebenswerte verpaßt und doch normal erscheint: Stamms verstörende Prosa ist ein helllichtiges Psychogramm zeitgenössischer Gefühlseinsamkeit und Beziehungsunfähigkeit, der die unerläßliche individuelle Formgebung, die bewußte Gestaltung menschlicher Liebes- und Beziehungssehnsucht nicht ge-lingen will. Als Autor weiß Peter Stamm:

„Liebe kann nur als Geschichte existieren ... Liebesgeschichten und Kunstwerke haben eine Form, die der formlosen Freiheit abgetrotzt werden muß. Beide sind endlose Reihen kleiner Entscheidungen, komplexe Bauten, dauernd in Gefahr einzustürzen und gerade deshalb so reizvoll. Ihre Schönheit liegt im Ganzen, nicht in einem aufregenden Anfang oder einem glücklichen Ende. Sie liegt in der Mitte, in den kurzen Momenten glücklicher Balance von Anziehung und Abstoßung. Der Rest ist Erinnerung, oft das gemeinsame Sich-Erinnern, sind die Familienlegenden und Paarlegenden, die das Fundament jeder Beziehung sind.“³⁶

Dem Leben eine verbindliche Form und Ausrichtung zu geben, statt von der un-endlichen Vielfalt von Möglichkeiten überrollt zu werden, sich ziellos in der Ereig-nislosigkeit des Immergleichen zu verlieren und so am Leben schuldig zu werden: Das hat letztlich eine im Kern religiös-spirituelle Dimension – ohne selber irgend-welche religiösen Botschaften zu vermitteln, weist Stamms Rede vom „Ganzen“ unüberhörbar darauf hin.

Kirchlich-pastorale Gegenakzente?

Vom Beginn des Lebens an müssen wir uns zu allem in Beziehung setzen können, was uns umgibt: zu den frühen Bezugspersonen, zu anderen Menschen, zur jewei-ligen kulturellen und sozialen Mitwelt und schließlich zum Ganzen der Wirklich-keit. Alles, was Menschen tun, was ihrer gestaltenden Kraft zugänglich ist, bleibt von unverfügbaren Bedingungen abhängig. Diese Zufälle des Lebens fordern dazu heraus, sie als Fragmente eines umfassenden Zusammenhangs zu sehen, um sich in dieser Welt einigermaßen beheimatet fühlen zu können. Die Antworten der Reli-gionen auf das Bemühen von uns Menschen, im Ganzen eine Form zu finden, un-serem Leben einen verbindlichen Richtungssinn zu geben und zu einer unauswech-selbar eigenen Geschichte zu formen, sind gewiß verschieden. Aber alle sind darauf ausgerichtet, sowohl für die individuelle Lebensführung als auch das soziale Zu-sammenleben Maßstäbe und Zielbilder eines nicht verfehlten Lebens, Inspiration und kritisches Korrektiv zu bieten.

Vor allem vermitteln Religionen die Erfahrung, in ein Wirken eingebettet zu sein, einen größeren Zusammenhang, dem sich Menschen glaubend anvertrauen können. Ähnlich dem, was die Psychologie innerhalb menschlicher Beziehungen Grund-vertrauen nennt, erschließen sie einen letzten, tiefsten Grund des Bejaht- und

Angenommenseins von Gott her³⁷. Angesichts des literarischen Befunds moderner Lebensverfehlung stellt sich verschärft die Frage: Gelingt es Kirche und Pastoral, die in säkularer Sprache formulierten Fragen heutiger Zeitgenossen, ihre Leere, Ängste und Sehnsüchte sensibel wahrzunehmen, zur Sprache zu bringen und allenfalls hilfreich-wohlthuende Gegenakzente zu mancherlei Verengungen zeitgenössischer Lebensführung zu setzen oder repetieren sie nur die überkommene religiöse Sprachtradition, ohne sie in das säkulare Heute zu übersetzen³⁸?

ANMERKUNGEN

¹ U. Baumann u. K.-J. Kuschel, *Wie kann denn ein Mensch schuldig werden? Literarische u. theologische Perspektiven von Schuld* (München 1990) 7.

² J.-H. Tück, *Die Kunst, es nicht gewesen zu sein. Die Krise des Sündenbewußtseins als Anstoß für die Soteriologie*, in dieser Zs. 226 (2008) 579–589.

³ Ch. Gellner, „Sind wir schon dadurch, daß wir geboren sind, schuldig?“ *Biblisch-religiöse Urfragen im Werk des reformierten Bilderkritikers Max Frisch*, in: „Jedes Wort ist falsch und wahr“. Max Frisch – neu gelesen, hg. v. J. Badewien u. H. Schmidt-Bergmann (Karlsruhe 2008) 112–138.

⁴ A. Muschg, *Albissers Grund* (Frankfurt 1976) 129.

⁵ Ders., *Das gefangene Lächeln* (Frankfurt 2002) 144; vgl. Ch. Gellner, „... um das Gewicht des Lebens zu tragen“. Zum 70. Geburtstag von Adolf Muschg, in: *Orien* 68 (2004) 87–91.

⁶ Vgl. A. Langenhorst, „...die Gottes Gnade fanden zu guter Letzt“. Eine theologische Lektüre des Romans „Houwelandt“ von John von Düffel, in: *Räume der Gnade. Interkulturelle Perspektiven auf die christliche Erlösungsbotschaft*, hg. v. M. Eckholt u. S. Pemsel-Maier (Ostfildern 2006) 162–172.

⁷ N. Born, *Gedichte* (Göttingen 2004) 553 ff.

⁸ D. Wellershoff, *Die Fremdheit des Lebens*, in: *Literaturmagazin* 21 (Reinbek 1988) 127.

⁹ N. Born, *Die Fälschung* (Reinbek 1979) 54; vgl. J.-W. Kremp, *Inmitten gehen wir nebenher. Nicolas Born: Biographie, Bibliographie, Interpretationen* (Stuttgart 1994).

¹⁰ Born, *Die Fälschung* (A. 9) 56.

¹¹ Ebd. 259.

¹² Ebd. 186, die folgenden Zitate 218 u. 187f.

¹³ Wellershoff (A. 8) 127.

¹⁴ Born (A. 9) 172.

¹⁵ Ebd. 188.

¹⁶ Ebd. 304, das folgende Zitat 18.

¹⁷ Ebd. 308f.

¹⁸ Ch. Hein, *Drachenblut* (Frankfurt 1985) 174f.; vgl. D. Roberts, *Das Auge der Kamera. Christoph Heins „Drachenblut“*, in: *Spätmoderne u. Postmoderne. Beiträge zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, hg. v. P. M. Lützeler (Frankfurt 1991) 224–243.

¹⁹ Hein (A. 18) 164.

²⁰ Ebd. 172f. Heins Roman „Frau Paula Trousseau“ (2007), der erneut eine solche gepanzerte und zutiefst irritierende Person schildert, spinnt „Drachenblut“ zu einem komplexen Drama der (Selbst-) Entfremdung fort.

²¹ Ch. Hein, *Schreiben gegen die Sterblichkeit*; in: *EK* 18 (1985) 95–98; vgl. Th. Mechtenberg, *Vergegenwärtigung des Vergangenen. Leben u. Werk des Schriftstellers Christoph Hein*, in: *Orien* 64 (2000) 66–69.

²² Hein (A. 18) 85f.

²³ Ders., Öffentlich arbeiten. Essays u. Gespräche (Berlin 1987) 160.

²⁴ Ch. Wolf, Kindheitsmuster (Darmstadt 1979) 196.

²⁵ A. Wisely, Verschwiegene Christenheit u. entmündigte Hoffnung in Christoph Heins „Der fremde Freund/Drachenblut“, in: Der untote Gott. Religion u. Ästhetik in der deutschen u. österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts, hg. v. O. Bergwald u. G. Thuswaldner (Köln 2007) 191–203.

²⁶ Hein (A. 18) 121f.

²⁷ Ebd. 172.

²⁸ M. Krumbholz, „Ich zähle mich zu den deutschen Humoristen“. Im Gespräch mit dem Schriftsteller Christoph Hein, in: NZZ 1./2.6.2002, 74; M. Behn, Christoph Hein, in: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (München 1999) 6.

²⁹ Chronist ohne Botschaft – Christoph Hein. Ein Arbeitsbuch, hg. v. K. Kammer (Berlin 1992) 29, das folgende Zitat 78.

³⁰ Hein (A. 18) 95 ff.

³¹ O. O. Kasaty, Entgrenzungen. Vierzehn Autorengespräche über Liebe, Leben u. Literatur (München 2007) 400, das folgende Zitat 403.

³² P. Stamm, An einem Tag wie diesem (Frankfurt 2006) 111, das folgende Zitat 33.

³³ Ebd. 17f., dort auch das folgende Zitat.

³⁴ Ebd. 138, die folgenden Zitate 97 u. 169.

³⁵ Ebd. 57, die folgenden Zitate 31 u. 197.

³⁶ P. Stamm, „Ich kann nicht lieben, weil ich will.“ Die freie Liebe ist gescheitert, aber um die unfreie steht es nicht viel besser, in: NZZ-Folio Freiheit – Wie viel verträgt der Mensch? Dezember 2006, 74.

³⁷ Vgl. Ch. Gellner, Gute Zeiten für christliche Lebenskunst. Die neue Aufmerksamkeit für Religion u. Spiritualität als Herausforderung, in: „...biographischer und spiritueller werden“. Anstöße für ein zukunftsfähiges Christentum, hg. v. dems. (Zürich 2009) 7–28.

³⁸ Eingehend Ch. Gellner, Heute eine Sprache des Glaubens finden. Impulse aus der Gegenwartsliteratur, in: ebd. 141–173.